

gern zum Anlass, der DDR einen »verordneten Antifaschismus« vorzuhalten. Ob »verordnet« oder nicht, ist hier nicht die Frage. Schon im Potsdamer Abkommen hatten die Alliierten dem deutschen Volk den Antifaschismus »verordnet«: Denazifizierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung und Demokratisierung. Sie nannten das die *4D*. Gemeint waren die Entnazifizierung und die Entmilitarisierung: Verbot aller Naziorganisationen, Abschaffung aller Nazi-Gesetze, Umbenennung von Straßen und Plätzen, Entfernung von Nazis aus öffentlichen Ämtern, der Justiz, aus Schulen und der Verwaltung ... Alles verordnet. Diese antinazistische Haltung wurde von Jahr zu Jahr stärker von den DDR-Bürgern verinnerlicht. Dass sich ihr Staat an das Potsdamer Abkommen hielt und die Bundesrepublik nicht, kann man der DDR nicht negativ ankreiden.

Als beispielsweise 1987 das Berliner Stadtgericht antisemitische Aktionen von Jugendlichen nur als »Rowdytum« einstuft, berief Honecker eine Sondersitzung des DDR-Staatsrates ein. Er protestierte dort, dass von einem Gericht in der DDR Antisemitismus als »Jugendsünde« verharmlost worden sei. Die daraufhin eingeleiteten politischen und juristischen Gegenmaßnahmen wurden nach 1990 von der bundesdeutschen Justiz als »Rechtsbeugung« bewertet und führten zu einem Ermittlungsverfahren gegen mich. Nur weil Persönlichkeiten wie Heinz Galinski, Vorsitzender des Zentralrats der Juden, Stephan Hermlin und andere Juden dieser juristischen Willkür widersprachen, kam es nicht zur Anklageerhebung. Juden und Nichtjuden lebten nach meiner Wahrnehmung in der DDR im Wesentlichen in Eintracht. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion oder einer Ethnie war Privatsache. Niemals hätte ich einen Grund gehabt zu leugnen oder zu verschweigen, dass ich jüdische Vorfahren habe, wie ein Mann aus Heidelberg nun behauptete.

Was aber, so ging es mir durch den Kopf, wenn der Mann aus Heidelberg Recht hatte?

Ich konnte es mir nicht vorstellen. Meine grundehrliche Mutter hatte in ihrem Leben mehr Enttäuschungen als Freude gehabt. Für andere da zu sein, war ihr wichtiger, als an sich zu denken. Geboren 1893 im kleinen Dorf Strahlenberg, Kreis Deutsch Krone, heute Polen, musste sie schon mit vierzehn Jahren als Dienstmagd zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Mit Siebzehn kam sie »in Stellung«. Das bedeutete, für »bessere Leute«, wie es damals hieß, den Haushalt zu führen. Und dies tat sie Hunderte Kilometer von ihrem westpreußischen Elternhaus entfernt, im mecklenburgischen Graal-Müritz an der Ostsee. Mit 21 Jahren heiratet sie 1914 den Melker Johann Krenz. Er stand in den Diensten des Gutsherrn von Pütznitz, einem kleinen vorpommerschen Gut in der Nähe von Damgarten. Der Gutsherr gab dem Jungvermählten in einem seiner Dörfer eine Stelle als Schweizer, was ein andere Bezeichnung für Melker war. Das Paar bekam ein eigenes Zuhause. Sein bescheidenes Glück hielt nicht lange. Schon wenige Wochen später begann der Weltkrieg. Johann Krenz musste für »Kaiser, Gott und

Vaterland« ins Feld ziehen. Was er bei seinem Abschied von seiner jungen Frau nicht wusste und auch nie mehr erfahren sollte: Sie war schwanger.

Als Maria zur Welt kam, war ihr Vater bereits zwei Monate tot, gefallen auf irgendeinem Schlachtfeld. Auf den Gutsbesitzer machte das keinen Eindruck. Die Kriegerwitwe mit Kleinstkind war nun keine vollwertige Arbeitskraft mehr. Sie musste ihre Wohnung räumen. Unterkunft fand sie in einem kleinen, ungeheizten und feuchten Zimmer unter dem Dach einer ausgedienten Glashütte am Rande von Damgarten. Dort erreichte sie der Hilferuf ihres Vaters aus dem hinterpommerschen Dorf Lassehne, unweit von Kolberg. Ihm war die Frau – die Mutter meiner Mutter – gestorben. Nun stand er mit sieben kleinen Kindern allein da. Meine (spätere) Mutter Anna zog mit ihrer Tochter Maria von Vorpommern nach Hinterpommern. Sie wurde den Kindern Ersatzmutter, ihrem Vater Haushälterin und dem Gutsbesitzer billige Arbeitskraft. Nachdem sie ihre jüngeren Geschwister großgezogen hatte und diese ausgezogen waren, siedelte sie mit Maria und ihrem inzwischen schwerkranken Vater ins nahegelegene Ostseebad Kolberg.

Inzwischen war sie 36 und Tochter Maria 15 Jahre alt.

Als Anna, verwitwete Krenz, 44 war, kam ich zur Welt. Es war ein Freitag, der 19. März 1937. Ein sogenannter Nachkömmling. Jetzt, da sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens stand, hätte sie endlich an sich denken können. Das Wichtigste in ihrem Leben wurde nun aber ich. Zwar saßen Not und Mangel immer mit an unserem Küchentisch, aber mit viel Fleiß und Einfallsreichtum schaffte sie heran, was zum Überleben notwendig war.

Mutter war eine sehr einfache und bescheidene Frau. Was ihr an Bildung fehlte, machte sie mit Herzensgüte, Aufrichtigkeit und Hilfsbereitschaft wett. Sie teilte das Letzte mit jemandem, der in Not war. Für mich hat sie sich sprichwörtlich aufgeopfert. Selbst als sie wegen eines späteren Herzleidens arbeitsunfähig wurde, machte sie keine Pause. Sie ging Heu staken, Torf stechen, Kühe melken, Kinder beaufsichtigen und Saubermachen. Sie tat es für mich. Anders wären wir wohl auch nicht über die Runden gekommen. Sie bezog eine monatliche Witwenrente von fünfundvierzig Reichsmark.

Wer immer mein Vater gewesen sein mag: Er kehrte aus dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder. Ob gefallen, vermisst oder ermordet: Ich weiß es nicht. Klar aber ist: Meine Mutter hatte in zwei Weltkriegen die Väter ihrer beiden Kinder – Maria und Egon – verloren. Das hat bleibende Schmerzen verursacht. Die sonst so unpolitische Frau wünschte sich nichts sehnlicher als Frieden. Nie wieder Krieg! Dieses Verlangen hat sie und auch mich stark beeinflusst.

Angesichts meiner Kriegs- und Nachkriegserlebnisse bin ich in meinem Denken und Fühlen früher erwachsen geworden als Gleichaltrige vor oder nach mir. Jedenfalls scheint es mir heute so. Vor allem, wenn ich bedenke, dass ich mich schon in frühen

Kinderjahren politisch aktiv betätigte und davon bis in die Gegenwart nicht lassen kann. Die Überzeugung meiner Mutter »Nie wieder Krieg!« wurde mir gleichsam in die Wiege gelegt. Sie blieb ein Element meines Denkens und Handelns.

Kriegskind

Meine Erinnerungen an meine Geburtsstadt Kolberg sind lückenhaft. Noch heute erschrecke ich, wenn ich Sirenen höre. Wenn sie damals heulten, drängten uns Männer in brauner Uniform mit dem Hakenkreuz am Arm in einen Luftschutzbunker. Er befand sich nur wenige Meter von unserer Wohnung entfernt. Wie viele Nächte wir dort verbrachten, erinnere ich nicht. Das Weinen der Kinder und das Stöhnen kranker Menschen vermischten sich zu einem unangenehmen Grundgeräusch. Manchmal höre ich dies noch immer im Schlaf. Die Angst, nicht wieder herauszukommen, war ständig da. Alle waren froh, wenn die Sirenen Entwarnung gaben. Jedes Mal sagte meine Mutter: »Gott sei Dank, wir haben überlebt!«

Ebenfalls in Erinnerung geblieben sind die Dreharbeiten für einen Ufa-Film. 1943/44 produzierte Veit Harlan einen Historienfilm über die Belagerung Kolbergs durch die Franzosen 1807. Gedreht wurde an Originalschauplätzen. Wir Kinder erfreuten uns an den bunten Uniformen, den Massenaufmärschen und den prächtigen Kulissen. Schauspieler saßen in den Restaurants, gingen ins Stadttheater oder promenierten auf der Seebrücke, unter ihnen – wie ich viel später erfahren sollte – war auch Heinrich George. Erst Jahre danach wurde mir bewusst, dass ich miterlebt hatte, wie einer der letzten Propagandafilme der Nazis entstand.

Mit enormem Aufwand wurde der Widerstand der Kolberger gegen die Belagerung napoleonischer Truppen als Vorlage benutzt, also missbraucht für den verbrecherischen Aufruf der deutschen Faschisten: »Entschlossenheit zum Siege – koste es, was es wolle.«

In einer der Massenszenen wirkte ich mit. So oft ich mir sehr viel später die Szene auch anschaute: Ich entdeckte mich nicht. Nun, für den Gang der Geschichte war das unerheblich.

Anders als im Film überstand das reale Kolberg den Krieg nicht. Über neunzig Prozent der Stadt lagen am Ende in Schutt und Asche. Einen Tag vor meinem achten Geburtstag, am 18. März 1945, wurde Kolberg von den Nazis befreit. Nach dem Willen der Siegermächte, der im Potsdamer Abkommen ausgedrückt wurde, sollte auch diese Stadt künftig nicht mehr zu Deutschland gehören. Kolberg trägt heute den polnischen Namen Kołobrzeg.

Als die DDR 1950 die Oder-Neiße-Grenze als ihre endgültige Ostgrenze anerkannte, begrüßte ich das in einem Artikel für die Schulwandzeitung. Meine Mutter war entsetzt. »Das ist doch unsere Heimat«, meinte sie.

Ich antwortete altklug, aber überzeugt: »Die hat Hitler verspielt.«

Diese DDR-Wahrheit war hart, aber ehrlicher als die Jahrzehnte in der Bundesrepublik verbreitete Illusion, man werde zurückholen, was Deutschland durch den Zweiten Weltkrieg verloren hatte.

Bevor der Beschuss meiner Geburtsstadt begann, verließ meine Mutter mit mir Monate zuvor die Heimat. Sie ahnte, dass uns und Kolberg Schreckliches bevorstand. Die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Osten kündigten die nahende Katastrophe an. Ich erinnere mich an Gespräche zwischen Erwachsenen, die von Plünderungen und Grausamkeiten »der Russen« berichteten. Kinder, so hörte ich, seien angeblich mit der Zunge auf einen Tisch genagelt worden, weil sie die Verstecke ihrer Mütter nicht hatten verraten wollen. In den Straßen waren Plakate zu sehen, die Russen mit einem Messer im Mund als Barbaren zeigten. Noch bevor ich den ersten sowjetischen Soldaten sah, hatte ich eine Vorstellung von ihm. Die Angst vor »den Russen« war allgegenwärtig. Auch meine Mutter fürchtete sich. Sie nahm daher das Angebot ihres in Damgarten lebenden Schwagers Josef Krenz gern an, ihm die Wirtschaft zu führen. Hatten die Folgen des Ersten Weltkrieges sie von Damgarten nach Hinterpommern geführt, so kehrte sie kurz vorm Ende des Zweiten Weltkrieges an den Ort ihrer Jugend zurück. Sie folgte ihrem Mutterinstinkt, Schaden vom Nachwuchs abzuwenden. Wir fuhren regulär mit dem Zug von Kolberg nach Damgarten. So blieb uns der Anblick der toten Flüchtlinge erspart, die später – wie uns berichtet wurde – in den Straßengraben lagen. Gestorben vor Entkräftung, ausgezehrt von Hunger und Krankheiten.

Damgarten war ein ruhiges Ackerbürgerstädtchen, gelegen an der Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg. Es wurde meine neue Heimat. Die Stadtgrenze war auch die Landesgrenze. Die Passbrücke, die über den Grenzfluss Recknitz führte, war (und ist) die direkte Landverbindung von Damgarten nach Ribnitz und umgekehrt. Wir Kinder – Pommern aus Damgarten und Mecklenburger aus Ribnitz – trugen hier oft unsere Händel aus. Jeder verteidigte das eigene Revier. Prügeleien endeten nicht selten mit blutenden Nasen. Manches Scharmützel wurde auch durch Mutproben entschieden. Dazu gehörten gefährliche Kopfsprünge vom höchsten Punkt der damals noch existierenden Aufbauten der Brücke in den Fluss. Keiner von uns wollte dem anderen nachgeben und